



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Der Roman

**Keiter, Heinrich
Kellen, Tony**

Essen, 1908

4. Die Idee soll eine gesunde sein

urn:nbn:de:hbz:466:1-34214

Darstellung, die Folgen eines irgeleiteten Rechtsgefühls kleist in „Michael Kohlhaas“.

3. Die Idee muß eine allgemein menschliche sein.

Der Leser muß an der Idee Anteil nehmen können; sie muß seinem, dem modernen Geiste verwandt sein. Sie darf der Anschauungs- und Gefühlsweise der Zeit nicht fremd geworden, sie muß ewig jung, stets wieder in neuer Gestalt darstellbar sein. Ein echter Roman wird daher seinen Wert behalten durch alle Zeiten. Romane, die ephemere Ideen behandeln, Ideen, die von der wild bewegten Oberfläche des geistigen Wogens der Gegenwart geschöpft sind, Ideen, die verschwinden, sobald sich der Sturm gelegt, werden mit eingetretener Windstille vergessen werden. Häufig genug ist und wird der Roman für die Zwecke einer Partei — man denke an die Freidenker des 18. Jahrhunderts — mißbraucht; der Roman soll kein ersterbendes Echo der Gegenwart sein, sondern das Ewige, Geistige im Spiegel des Zeitlichen schauen lassen. Vergessen sind die zahlreichen Romane des 18. Jahrhunderts, die der Mode des Tages, den freigeistigen, oberflächlichen Ideen huldigten. Und vergessen wird man auch die Romane politischer Schriftsteller, die die Zeitströmung benutzten, ihre Ansichten unter das Volk zu bringen. Auch in historischen Romanen wird noch oft dem Leser zugemutet, sich für Ideen zu erwärmen, die seinem Geiste durchaus fern liegen; an Gefühlen Anteil zu nehmen, die er als Moderner nicht mehr versteht, sich heimisch zu fühlen in einer grauen Vergangenheit, die geistig bedeutungslos ist.

Selbst Gustav Freytag gesteht in der Vorrede zu „Ingo und Ingraban“ mit Bezug auf die Vergangenheit: „Auch haben die alten Ahnen eine unbequeme Vornehmheit; sie wenden dem modernen Enkel nur ein Gewisses von menschlichem Empfinden zu; sie gestatten ungern, lange in ihrer Gesellschaft zu verweilen.“

4. Die Idee soll eine gesunde sein.

Die Idee eines Romans soll nicht den richtigen Grundsätzen der Gesellschaft widerstreben. Geht durch diese aber zeitweise ein kranker Zug, so ist es nicht Aufgabe des Dichters, das Bild des kranken Zeitalters bloß zu fixieren, sondern ihm ein

gesundes Gegenbild gegenüber zu stellen. Heine stürzt in seinem „Ardinghello“ alle Gesetzgebung um, und will Gemeinschaft der Frauen und Güter eingeführt wissen, stellt sogar den Grundsatz auf, nur die Gesundheit stecke die Grenze der Lust. Bulwer sucht in „Eugen Aram“ einen Mörder zu idealisieren, der durch seine Tat die Mittel zur Befriedigung seines Wissensdurstes erlangen wollte. Daß dieser gelehrte Mörder aber keine Gewissensbisse empfindet, ja die Tat hartnäckig leugnet, ist das Ungefunde. Dumas der Jüngere bringt in vielen seiner Romane die Halbwelt zur Darstellung und will beweisen, daß die Courtisane durch Liebe zu einem reinen Jüngling ihre eigene Reinheit sich zurückeroberere. Spielhagen hat seinen problematischen Naturen zu wenig gefestigte entgegengesetzt. Gutzkow zeigt in den „Rittern vom Geiste“ nur Schatten; — wo sind die Lichtseiten? Wenn aber der Dichter eine ungesunde Idee zum Gegenstande seiner Darstellung machen will, so muß aus dem Verlauf der Handlung hervorgehen, daß die Idee ungesund ist, und die Niederlage der ungesunden muß den Triumph der gesunden bilden. Dann muß der Dichter nicht allein die Krankheit schildern, sondern auch die Genesung. So behandelt Sacher-Masochs Novelle: „Venus im Pelz“ eine nicht allein ungesunde, sondern auch lächerliche Idee. Der Held findet nämlich den höchsten Genuß seiner Liebe darin, daß seine Geliebte ihn geistig und körperlich auf jede Weise martert. Das schöne Weib tut ihm denn auch den Gefallen und peitscht ihn weidlich. Schließlich aber sagt der Held zu seinem Freunde: „Die Nur war grausam, aber radikal, und was die Hauptsache ist, ich bin gesund geworden.“ Insofern behandelt auch die Novelle indirekt eine gesunde Idee, allein derartige pathologische Erscheinungen, die nach den Erzählungen des erwähnten Verfassers sogar in der medizinischen Welt die Bezeichnung Masochismus erhalten haben, eignen sich wenig zu einem literarischen Kunstwerk und wirken oft sehr nachteilig auf die Leser ein.

Gustav Frenssen hat seinem Roman „Hilligenlei“ als Motto zum 100. Tausend die Verse vorangestellt:

Seht hier die Bilder, die ich gemalt von allerlei Krankheit,
die uns jezo verwirrt: von Sinnengier, Trägheit und
Trunksucht,

und von Goldgier, und Armut, und Lüge, und von der Seele bitterer Not, die auf staubigem Weg das Ew'ge verloren. Notland hab' ich gemalt und wilde mühsame Meerfahrt. — Fragst du, warum ich das tat? Aus Freude an Not und am Irren?

Aus Erbarmen malte ich dies. Es mache dich fähig, das Gesunde zu seh'n, das Natürliche, und wie es jammert unter der Peitsche der Gier und dem Joch der engenden Sitte, und zu stellen dein Leben auf Grund, der heilig und ewig.

Der Dichter will also belehrend wirken, und dieser gute Wille ist überall auch da anzuerkennen, wo man mit ihm über den von ihm eingeschlagenen Weg und die von ihm empfohlenen Mittel anderer Ansicht ist.

Die Idee eines Romans soll gesund sein — ob aber die aus der gesunden Idee herstammenden Handlungen mit dem in einem bestimmten Lande oder zu einer bestimmten Zeit herrschenden Sittengesetz übereinstimmen oder nicht, ist dabei ohne Einfluß. Nur die in diesen Handlungen sich verkörpernde Idee ist sittlich oder unsittlich. Zuweilen wird ein Dichter angegriffen und sein Werk als unsittlich verschrieen, obschon die ihm zu Grunde liegenden Ideen im höchsten Grade sittlich sind. Für Handlungen aber, die notwendig aus der Idee hervorgehen oder deren Gegensatz bilden, ist der Dichter nicht verantwortlich. Es kommt nur darauf an, ob die Gesamtidee eine sittliche ist. Romane, die es sich zum Ziel setzen, gerade unsittliche Ideen ohne einen sittlichen Hintergrund zu behandeln, sind auch vom ästhetischen Standpunkt aus verwerflich. Ohne Zweifel ist z. B. die Ehe eine sowohl vom religiösen als vom sozialen Standpunkte aus geheiligte Institution. Wer nun demgegenüber das Evangelium schrankenloser Sinnlichkeit predigt (wie Schlegel in „Lucinde“), dessen Richtung ist unsittlich und verwerflich.

Es erhebt sich jetzt die Frage: Welche Ideen sind ihrem Wesen nach für den Roman brauchbar? Hierauf antworten wir: Eine jede Idee, die fähig ist, das von der epischen Poesie überhaupt geforderte Bild, ein Weltbild in größerem oder kleinerem Maßstab zu geben. Daraus geht hervor, daß die Idee des Romans stets von einer gewissen kulturhistorischen Bedeutung ist, weil sie mit dem geistigen Leben der

Zeit, in der der Roman spielt, auf das innigste verwachsen ist. So läßt sich Schloßers Ausspruch begreifen, daß man aus den Romanen eines Volkes seine Geschichte schreiben könne.

Auch die Idee der *L i e b e* ist für den Roman eine Idee von kulturhistorischer Bedeutung, so wenig sie es auch zu sein scheint. Sie ist ja innig mit dem Leben des einzelnen und der Gesamtheit verwachsen; in dem Streben, das geliebte Wesen zu erringen, wird der Held in vielfache Beziehungen zur Außenwelt kommen und dies ermöglicht es dem Dichter, ein umfassendes Bild zu geben. Ebenso die aus der Idee der Liebe zu folgernde Idee der *E h e*. Zwar dreht sich das Familienleben des einzelnen in einem engen Kreise — wenn aber ein Dichter sich zur Aufgabe gemacht hätte, die Idee der Ehe nach allen Seiten hin zu beleuchten, so würde er den Palast und das Schloß, das Haus des Wohlhabenden und die Hütte des Armen, so würde er das Familienleben der Fürsten und des Adels, der Geldaristokratie, des Mittelstandes und des Armen in den Kreis seiner Darstellung ziehen müssen, und so imstande sein, dem Leser ein viel umfassendes Gemälde vorzuführen.

Von weitestem kulturhistorischem Umfange ist die Idee der *B i l d u n g*; einmal weil die Bildung über die ganze Welt zerstreut ist und die ganze Menschheit an dem „Wunderbau der modernen Kultur“ arbeitet; dann weil die Bildung des Individuums um so vielseitiger sein wird, je mehr es sich in der Welt bewegt. (So in „Wilhelm Meister“.) Auch die *r e l i g i ö s e n*, *p o l i t i s c h e n* und *s o z i a l e n* *I d e e n* wird jeder sofort als kulturhistorische erkennen.

Wie hat sich nun der Dichter zur Idee zu stellen? Darf er sie mit denselben günstigen Augen betrachten, wie der Held es tut? Darf er sie als die bedeutendste Idee hinstellen und demgemäß alle übrigen zurücksetzen? Mit nichten! Da würde er in einen Fehler verfallen, den gerade er besonders zu vermeiden hat: er würde *t e n d e n z i ö s*. Tendenz ist die Sucht, eine Idee als die in ihrer Gattung einzig richtige darzustellen, die entgegengesetzten aber mit allen Mitteln zu verdunkeln. Oder auch: nur eine Idee, über deren Größe und Tragweite sich noch streiten läßt, in einseitiger Weise darzustellen, den verwandten gar keinen Raum zu lassen. Die hieraus folgende Schilderung kann recht gut *W a h r h e i t* enthalten — wohl-

gemerkt aber nicht die ganze Wahrheit, und wer die halbe Wahrheit als die ganze hinstellt, handelt unrecht. Solche Darstellungen bieten nur die Vorderseite, nicht aber auch die Rückseite und eben deshalb ist die Darstellung tendenziös. Der Leser wird getäuscht, weil das *audiatur et altera pars* nicht beachtet ist. Die Nachteile, die durch ein solches Verfahren für den Dichter sowohl wie für sein Werk entspringen müssen, sind leicht zu erkennen. Er wird unduldsam gegen gleichberechtigte Erscheinungen auf dem Gebiete des Geistes, dagegen blind für die Mängel seiner Idee; er wird weniger gewissenhaft in der Wahl seiner Mittel, er wird didaktisch, anstatt veranschaulichend.

In dem historischen Roman „Die Kreuzritter“ von Heinrich Sienkiewicz hat die national-polnische Auffassung die Schatten im Bilde der deutschen Ordensritter ins Schwarze übertrieben. List, Betrug, Heuchelei, Mord, Frauenraub und Frauenmord, üppigkeit und Grausamkeit, mit einem Worte, ein übermaß von Schlechtigkeit herrscht unter den Ordensrittern. Während selbst einem polnischen Schurken der Eid heilig ist, ist der Treubruch für einen Kreuzritter eine selbstverständliche Sache. Auf deutscher Seite nur selten ein schwacher Lichtschimmer, auf polnischer Seite dagegen unendlich viel Licht und Herrlichkeit, so daß man manchmal unwillkürlich an den Kontrast der römischen Teufel und altgermanischen Engel in den Romanen von Felix Dahn denkt.³⁾

Man verarbeite nicht in einem Roman politische Leitartikel, wie es Konrad von Volanden in der Erzählung „Die Sozialdemokraten und ihre Väter“ tut. Volanden läßt seine Helden lange Reden halten und sogar (S. 99—104) eine ganze Reihe von Zeitungsausschnitten vorlesen, um die Absichten der nationalliberalen Partei nachzuweisen. Letzteres mag in einer politischen Zeitung oder Broschüre am Platze sein, nicht aber in einem Roman.

Vielleicht dürfte hier der Ort sein, ein Wort über katholische und protestantische Belletristik zu sagen,

³⁾ „Die Kreuzritter“. Nach des Verfassers Volksausgabe aus dem Polnischen übertragen von Theophil Kroczet. Graz, Styria, 1904. 1. Band. Einleitung von Dr. Joh. Ranftl. S. X f.

denn die Trennung der Konfessionen ist naturgemäß auch auf das literarische Gebiet übertragen worden. Es gibt Romane und Erzählungen, deren Verfasser offensichtlich ihre Konfession hervorkehren und dann ausgesprochenermaßen auch nur für die Anhänger ihrer Konfession schreiben. Wir wollen die gute Absicht, die sie dabei leitet, nicht in Frage stellen, aber jede derartige Tendenzschrift ist künstlerisch minderwertig, denn, wie wir noch im dritten Teil sehen werden, ist die Objektivität eines der höchsten Gesetze des echten Romandichters.

Außer den ausgesprochenen Tendenzromanen gibt es aber auch andere, in denen der Verfasser mehr oder weniger unwillkürlich seinen konfessionellen Standpunkt verrät. Von diesen gilt, was Veremundus sagt: „Der Dichter vermag, trotz alles Strebens, sowohl objektiv in der Form, als auch objektiv in der Sache zu bleiben, seine Lebensbeobachtungen doch nur so wiederzugeben, wie er, und nur er sie sieht. Poesie allerdings bleibt Poesie, ob sie nun aus einem katholischen oder protestantischen Gemüt entsprossen, und es ist daher Unsinn, schlechtweg von katholischer oder nicht katholischer Poesie reden zu wollen. Eine Verschiedenheit ist nur insofern denkbar, als die poetischen Ideale verschieden gläubiger Dichter, wie diese selbst verschieden sind, als sie ihre poetischen Gedanken und Empfindungen an Begebenheiten, Lebenserscheinungen, Seelenstimmungen, religiöse Überlieferungen und Einrichtungen anknüpfen, die ihnen je nach ihrer Zugehörigkeit zu diesem oder jenem Bekenntnis näher liegen und daher vertrauter sind als andere.“⁴⁾

Sowohl bei den Katholiken als auch bei den Protestanten hat sich der Tendenzroman zu hoher Blüte entfaltet. In der italienischen Literatur vertritt die katholische Richtung der Jesuitenpater Bresciani, der in seiner Dichtung: „Der Jude von Verona“ besonders die politischen Geheimbünde in Verruf zu bringen suchte. Der spanischen Literatur gehört Fernan Caballero an. In Deutschland ist es K. von Volanden, der in seinen Romanen gegen Protestantismus und Liberalismus polemisiert. Außerdem gibt es, ebenso wie auf protestantischer Seite, eine Reihe erzählender Schriftsteller mit aus-

⁴⁾ Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit? Mainz, Franz Kirchheim, 1898. S. 7.

gesprochener konfessioneller Richtung. Die Romane dieser Autoren halten bei sonstigen unleugbaren Vorzügen „in ihrer tendenziösen Nuancierung einer ästhetischen Analyse nicht Stand.“⁵⁾ Ebensovienig aber auch die Tendenzromane anderer Richtung. Da hat Sacher-Masoch einen Roman geschrieben: „Die Ideale unserer Zeit“. Er will darin zeigen, daß den Deutschen unserer Tage der Sinn für alles Höhere abhanden gekommen, daß dagegen äußerer Glanz, Reichtum und Genuß ihre Götter geworden, und führt zum Beweise ein staffagenreiches Panorama vor, das mit der schwärzesten Tusche ausgeführt ist, denn die Tendenz verlangt es. Seine Personen sind allerdings elende Kreaturen, aber nun zu behaupten, sie seien die Vertreter des modernen Deutschlands, das ist eine unverzeihliche Kühnheit. Eine solche Einseitigkeit in der Darstellung der Idee — und diese Einseitigkeit ist eine natürliche Folge der Tendenz — ist durchaus unkünstlerisch.

Der Dichter soll nämlich die Idee objektiv entwickeln. Er muß das Verhältnis untersuchen, in dem sie zu verwandten und entgegengesetzten steht. Er wird sie neben ähnliche Ideen stellen müssen; er wird den Grad ihrer Verwandtschaft mit anderen Ideen, endlich die Existenzberechtigung seiner Idee den feindlichen gegenüber festzustellen suchen.

Bei Jeremias Gotthelf lag die Tendenz im Ausgangspunkte seines Schriftstellerberufes. Er wollte nicht „für große Helden, nicht einmal für eidgenössische“ schreiben, sondern „das Sagen. Kleine, aber dem Weisen das Wichtigste, auch mit den gewichtigsten Worten darstellen.“ Dadurch, daß er Volksschriftsteller wurde, hat er sich, wie R. Saitšik meint, gleichsam aller ästhetischen Kritik entzogen, da die ästhetischen Begriffe nur von den Gebildeten gepflegt werden, das Volk aber noch keine strenge Vorstellung vom Schönen kennt und das Nützliche und Schöne in eins zusammenfaßt, wie sie auch in der Natur gegeben vorliegen. Seine Phantasie ist aber so gewaltig, bilderreich und anziehend, daß die Tendenz keineswegs die Zeichnung seiner Charaktere durchdringt. In den meisten seiner Werke steht die Tendenz in keinem Zusammenhang mit dem eigentlichen poetischen Gehalte. Darin hat sich das gesunde Naturell Gott-

⁵⁾ Norrenberg: Die katholische Literatur. S. 4.

helfs gezeigt, daß der starke Druck der Tendenz der poetischen Seite keinen Schaden zufügen konnte und nach vergeblichen Versuchen, die Phantasie zu untergraben, sich bloß in Anhängseln und mechanisch hineingezwängten Tiraden ablagerte.⁶⁾

Je bedeutender die Idee ist, desto mehr Anhänger und Gegner wird sie finden. Die ersteren, die bis dahin vereinzelt standen, werden in ihrer Anerkennung und Verteidigung sich vereinigen, die anderen werden gegen sie ankämpfen. Auf welche Schwierigkeiten stößt nicht die soziale Idee in „In Reih' und Glied“, Schwierigkeiten, die sich sowohl innerhalb der Idee wie außerhalb erheben. Gegen diese kämpft die Hauptidee. Ob sie siegreich aus dem Kampfe hervorgeht, hängt stets von der Idee selbst und den Umständen ab. Siegt sie, so kann der Dichter das Ende zu einer Symbolisierung der Idee gestalten, wie es Auerbach im „Landhaus am Rhein“ getan hat. Die Idee der Humanität findet hier einen glänzenden Ausdruck in dem Kriege der Nordstaaten Amerikas gegen den Süden. Letzterer, der Verteidiger der Sklaverei, muß unterliegen. So hat der Dichter den Kampf für das Ideal des Menschentums auf den historischen Schauplatz übertragen und dort den Kampf ausfechten lassen.

Und darin liegt die erste Aufgabe des Romans. Entwicklung der Idee, Darstellung des Kampfes um das Dasein im Reiche des Geistes in sinnlichem Gewande. Deshalb sagt Vischer: „Das Gebiet des Geistes ist das Feld, auf dem der Roman seine Schlachten schlägt.“

Spielhagen vertritt sogar den Standpunkt, „daß es sich überall, wo die epische Phantasie waltet, schließlich gar nicht um den M e n s c h e n handelt, wie er sich als Individuum darstellt, in dieser oder jener besonderen Situation, erfüllt von diesem oder jenem Gefühl, oder in Konflikt mit einem anderen Individuum als handelndes Wesen unter dem Druck dieser oder jener Leidenschaft, sondern vielmehr um die M e n s c h e i t, um den weitesten ü b e r b l i c k über die menschlichen Verhältnisse, um den tiefsten G i n b l i c k in die Gesetze, die das Menschenleben regieren, die das Menschenleben zu einem Kosmos machen.“⁷⁾

⁶⁾ R. Saitshid: Meister der schweizerischen Dichtung. Frauenfeld, F. Huber, 1894. S. 4 f.

⁷⁾ Beiträge. S. 67.